

STANDPUNKTE

Babylonia 1991-2011

*Ein Versuch, 20 Jahre Bemühungen um
sprachliche und kulturelle Vielfalt in der Schweiz
kritisch einzufangen.
Und ein Blick nach vorne.*

*„Ich freue mich darüber, dass sie mit dabei sind, die Tessiner, die Welschen, die Romanen.
Wir könnten uns gegenseitig daran hindern, typisch zu werden.*

Pere Bichsel, Des Schweizers Schweiz

Mit dem Pessimismus der Vernunft und dem Optimismus des Willens.

Antonio Gramsci

Gianni Ghisla

Im November 2011

Vorspann	S. 3
Standpunkte	S. 4
Erläuterungen	S. 6

Vorspann

Um 1990 herum. Die Mauer war eben gefallen, eine neue, bessere Weltordnung schien möglich zu sein; die Postmoderne hatte das Ende der „grossen Erzählungen“ bekannt gemacht und den Siegeszug des Individuums *à la carte*, als Konsumenten im expandierenden Globalmarkt der unbegrenzten Möglichkeiten zum Programm erklärt. So konnte sich mancher dazu ermächtigt fühlen, auch das Ende der Geschichte zu verkünden und die westlichen Demokratien unter der Obhut des kapitalistischen Systems als den Höhepunkt der Bestrebungen zum friedlichen und glücklichen Zusammenlebens der Menschen zu preisen: *Pursuit of happiness* in der Endversion, oder die Vervollkommnung der Moderne, bzw. je nach Lesart deren Ende. Denn: mit dem Computer wurden die schier grenzenlos erscheinenden Möglichkeiten der Technik, bis hin zur Substitution eigentümlich menschlicher Fähigkeiten für jedermann greifbar, was nichts weniger bedeutete als der Beginn jener faszinierenden Reise in die virtuelle Welt, die uns alle mehr oder weniger in ihren Bann ziehen würde.

Die Zeichen der Zeit waren positiv zu deuten. Warum auch nicht? Der Jahrtausendwende galt es vertrauensvoll entgegenblicken und das letzte Jahrzehnt als Sprungbrett konstruktiv zu gestalten.

Und die Schweiz? Die Schweiz reihte sich ein. Man fühlte sich dazu berechtigt, das seit den 1960er Jahren immer wieder aufflackernde eidgenössische *Malaise* endgültig der Vergangenheit anzuvertrauen, um am verheissungsvollen Übergang in ein neues Zeitalter aktiv teilnehmen zu können. Dabei sollten bewährte Tugenden ebenso wenig aufgegeben werden wie der eigene Sonderweg.

In Wirklichkeit kam alles anders, oder fast alles. Wie es schon wenige Jahre später Eric Hobsbawm¹ mit scharfsinnigem Urteil deuten würde, war das „kurze Jahrhundert“ bereits mit dem Jahr 1989 zu Ende gegangen. Mit ihren unsäglichen Tragödien hatte jene Zeitspanne dank einer unvergleichbaren ökonomischen und technischen Entwicklung einem guten Teil der Menschheit Wohlstand und zuletzt auch Frieden beschert. Das 20. Jahrhundert hatte nun seinen Zenit erreicht. Die Krönung des Fortschritts, das Ende der Geschichte? Von wegen. Mit dem Anbruch einer neuen Epoche, voller unvorausehbarer Ereignisse, drängte sich jene listige Geschichtsnotwendigkeit von selbst auf, die keiner linearen Fortschrittslogik gehorchen will. Die Suche nach Identität, die wahre Dialektik zwischen Selbst- und Fremdbestimmung und zugleich authentische Dramatik menschlicher Existenz, konnte eigentlich nur wieder von vorne anfangen, als schicksalhafter Ausdruck der ewigen Wiederkehr.

Babylonia und die Stiftung Sprachen und Kulturen sind aus dieser Zeit hervorgegangen und wurden von dieser Dialektik inspiriert: Zuerst als Ausdruck der Freude an Sprachen und des Glaubens an die Gestaltbarkeit kultureller Gegebenheiten und sozialer Verhältnisse. Danach waren vermehrt die Reaktion auf die sich verstärkenden Zeichen des konservativen Umbruchs und der Wille inspirierend, die kulturellen Grundwerte eines an sich erfolgreichen Modells, der „Idée-Suisse“, erneuern und zukunftsfähig machen zu wollen. In einem nicht zu kaschierenden, kleinen Anflug des Stolzes gebärdeten wir, die „Babylonier“, uns als „kritische Patrioten“, die kompromisslos Diversität als tradiertes eidgenössisches Gut bewahren und den Gang der Dinge nicht den „unheimlichen Patrioten“ überantworten wollten.

¹ Hobsbawm, E. (1995). *Das Zeitalter der Extreme*. München: Carl Hanser.

Standpunkte

1. Vielfalt in der Vergangenheit: Welche Meriten beansprucht die Schweiz?

„Idée-Suisse“ steht für das schweizerische Selbstverständnis schlechthin und ist die Erfolgsgeschichte einer konkret gewordenen Vision: Die Schweiz hat den Verdienst, im Verlaufe der 200 Jahren ihrer modernen Geschichte, als kleines Land mitten im Europa der einheitlichen Nationalstaaten die sprachliche und kulturelle Vielfalt zu ihrem entscheidenden Identitätsmerkmal gemacht zu haben. Die „Idée-Suisse“ entstand als Ergebnis eines authentischen revolutionären Denkens, eines starken politischen Willens und eines langwierigen institutionellen Konstruktionsprozesses, im Wechselspiel der historischen Ereignisse und der zivilisatorischen Bewegungen der *Moderne*. Jene Epoche scheint heute ihren Zenit überschritten zu haben.

2. Abschied von der Moderne, Abschied von der „Idée-Suisse“?

Ist das Schicksal der „Idée-Suisse“ besiegelt? Oder können sich die Moderne als ein „unvollendetes Projekt“ und die Schweiz als mehrsprachiger und multikultureller Kleinstaat, der von seiner Vielfalt lebt für eine andere Zukunft empfehlen? Radikal neue Bedingungen, ja eine neue *conditio humana* leiten eine epochale Wende ein und lassen am Horizont das „Posthumane“ aufscheinen. Dafür entscheidend sind hauptsächlich die Technik und die Ökonomie, insofern als sie uns nicht nur materiellen Wohlstand und eine Revolutionierung der menschlichen Lebensgrundlagen und der Existenz gebracht haben, sondern auch paradigmatisch auf unser Denken und auf unsere Kultur wirken. Zahlreiche Zeichen, nicht zuletzt die von der Symbiose Technik-Ökonomie mitverursachte wirtschaftliche und politische Verunsicherung der letzten Jahre, deuten aufs Risiko hin, dass der Mensch zum Opfer seiner eigenen Errungenschaften wird und die grundlegenden humanistischen Werte der Moderne verliert. Dazu gehören die für die „Idée-Suisse“ typischen Prinzipien der Offenheit und der sprachlich-kulturellen Vielfalt.

3. Hat sich die Schweiz in den letzten Jahrzehnten um die „Idée-Suisse“ wirklich gekümmert?

Die Schweiz hat den gesellschaftlichen Wandel der letzten Jahrzehnte sehr wohl wahrgenommen. Das von den neuen Bedingungen der Moderne, vorab von der Technik und von der Ökonomie, mitverursachte Malaise hat sie nicht kalt gelassen. Die Bedrohung für ihr Selbstverständnis und für die sprachliche und kulturelle Vielfalt wurde zu offensichtlich. So haben die Bemühungen um die „Idée-Suisse“ nicht auf sich warten lassen: Die Institutionen der Politik genauso wie die zivile Gesellschaft setzten sich in vielfältiger und lebhafter Weise ein, im Bestreben, die *schweizerische Sprach- und Kulturvielfalt* den neuen Anforderungen anzupassen und zukunftsfähig zu machen.

4. Viel Aufwand – wenig Erfolg?

Die Schweiz, die Willensnation *par excellence*, hat in den letzten Jahrzehnten einen besonderen Effort geleistet, um sich den Herausforderungen der Zeit zu stellen und dabei die für das eigene Selbstverständnis wichtigen Werte der Offenheit, der Toleranz und der sprachlichen und kulturellen Vielfalt zukunftsfähig zu machen. Wie sieht das Resultat dieser Bemühungen aus? Die Zeichen der Zeit deuten auf eine zwiespältige, ja irritierende Diagnose hin. Trotz des erheblichen Wohlstandes sorgen steigende Multikulturalität und ökonomische Krisenanfälligkeit einerseits und der Verlust bewährter Sicherheiten und nationaler Statussymbole andererseits für diffuse Desorientierung und Zunahme des Abwehrverhaltens. Kulturelle Selbstbezogenheit und Ethnozentrität sind weitere Folgen, die sich nicht nur im Siegeszug der Mundart in der deutschen Schweiz und generell in einer Stagnation der sprachlichen Kompetenzen, sondern auch in der erneuten Salonfähigkeit des Fremdenhasses und der Intoleranz gegenüber Andersartigen zeigen. Den Hintergrund dazu bilden die Formierung des konservativen Widerstandes und eine Verrohung der politischen Sitten. Man beobachtet eine intensiviertere Wahrnehmung von partikulären Interessen sowie eine Verschärfung des Konkurrenzdenkens in den öffentlichen Institutionen, namentlich unter den Kantonen und Regionen. Eigentlich genug, um ein kulturpessimistisches Bild der Schweiz anfangs des Jahrtausends zeichnen zu müssen. *L'examen de réalité*, die kühle Realitätsbetrachtung lässt so die Grundwerte der „Idée-Suisse“ in einem blassen und wenig verheissungsvollen Licht erscheinen.

Aber dies ist wohl die eine Seite der Medaille. Die Realität ist – glücklicherweise – vielfältiger.

5. Vielfalt in Zukunft: Wie gehen wir mit der Herausforderung „Idée-Suisse“ um?

Die „Idée-Suisse“, so sei festgehalten, ist nicht veraltet und hat ihren Zenit aus einem einfachen Grunde nicht überschritten: Sie ist der authentische Ausdruck der Suche nach weisen Lösungen für das Zusammenleben in einer demokratischen Auseinandersetzung, die für die Selbstbehauptung der Individuen in der staatlichen Gemeinschaft steht. Hingegen hängt ihre Zukunft von der Fähigkeit ab, sich neu zu beleben und zu revitalisieren. Die schweizerische Identität, mit ihrer sprachlichen und kulturellen Vielfalt, hat nur dann eine Perspektive, wenn sie ihren Bestandesstatus und ihre tradierte Selbstüberschätzung endgültig aufgibt, und sich neu als Resultat einer kontinuierlichen, anstrengenden Selbstforschung und Suche, als eine Art *work in progress* zu verstehen beginnt. Dazu ist ein Kulturkampf notwendig, d.h. eine zivilisatorische Neubesinnung, die, unter den neuen Bedingungen, an die revolutionäre Denkweise der modernen Schweiz in ihren historischen Anfängen anzuknüpfen weiss und eine neue Erzählung der „Idée-Suisse“ einleiten kann..

*Lassen wir uns zur Schweiz etwas einfallen,
neue Erzählungen stehen an.*

Erläuterungen

1. Vielfalt in der Vergangenheit: Welche Meriten beansprucht die Schweiz?

„Idée-Suisse“ steht für das schweizerische Selbstverständnis schlechthin und ist die Erfolgsgeschichte einer konkret gewordenen Vision: Die Schweiz hat den Verdienst, im Verlaufe der 200 Jahren ihrer modernen Geschichte, als kleines Land mitten im Europa der einheitlichen Nationalstaaten die sprachliche und kulturelle Vielfalt zu ihrem entscheidenden Identitätsmerkmal gemacht zu haben. Die „Idée-Suisse“ entstand als Ergebnis eines authentischen revolutionären Denkens, eines starken politischen Willens und eines langwierigen institutionellen Konstruktionsprozesses, im Wechselspiel der historischen Ereignisse und der zivilisatorischen Bewegungen der *Moderne*. Jene Epoche scheint heute ihren Zenit überschritten zu haben.

Der sprachlichen und kulturellen Vielfalt wird allseits Anerkennung als herausragendes Wesensmerkmal schweizerischer Identität gezollt. Sie bildet, neben dem politischen System der direkten, föderalistischen Demokratie, eine der Grundlagen der „Idée-Suisse“, also der Schweiz als einer offenen, mehrsprachigen und multikulturellen Staatsgemeinschaft, die sich im Verlaufe der Moderne zu einer konkreten Vision entwickelt hat. Die friedliche Koexistenz der grossen europäischen Kulturen und Sprachen, der deutschen, der französischen, der italienischen mit der rätoromanischen innerhalb der helvetischen Grenzen ist vor allem das Ergebnis einer zivilisatorischen Intuition und einer starken politischen Willensleistung. Von radikalem Denken und von revolutionärem Elan getragen, konnte sich die „Idée-Suisse“ über zwei Jahrhunderte im Zusammenspiel abwechslungsreicher historischer Bedingungen durchsetzen. Etliche Meilensteine haben den hektischen Weg zu diesem Selbstverständnis eines aus verschiedenen Kulturen, Sprachen und Religionen zusammengesetzten Kleinstaates Mitten in Europa gekennzeichnet: Mit dem aufklärerischen Geiste der Revolution von 1798 hat die – von aussen aufgezwungene – helvetische Republik die Gleichberechtigung der Bürger, aber auch der Sprachen ermöglicht. Aus dem Bürgerkrieg ging die liberale Revolution von 1848 hervor. Damit hat die Schweiz, diesmal gegen den nationalstaatlichen Strom Europas, nicht nur die Abkopplung der Staatszugehörigkeit von der sprachlichen, von der kulturellen und von der religiösen Identität ermöglicht, sondern auch die drei Hauptsprachen als Nationalsprachen in der Bundesverfassung verankert. Ein Jahrhundert später führte 1938 das aufgewühlte Klima der „geistigen Landesverteidigung“ zur symbolträchtigen Aufwertung des Rätoromanischen als Nationalsprache; schliesslich fand 1996, angesichts Öffnung der Grenzen, der Entwicklung zur gesellschaftlichen Multikulturalität und mitten in einer offenkundig werdenden inneren Zerreissprobe, der Begriff der *Sprachgemeinschaften* Aufnahme in die Bundesverfassung.

Das Bewusstsein einer schweizerischen Sonderstellung wuchs entlang der letzten zwei Jahrhunderten der Moderne heran und entfaltete seine identitätsstiftende Dynamik nicht zuletzt und immer wieder in der Abgrenzung gegen aussen. So profilierte sich die Schweiz seit der zweiten Hälfte des 19. Jh. als „Willensnation“ weil man darin den Weg zur Selbstbehauptung gegenüber den entstehenden Grossmächten im Norden und im Süden sah. Allerdings waren die Schwerpunkte in der Konstruktion der „Willensnation“ vorerst weniger mit der Sprachenfrage als vielmehr mit den politischen Ideen einer vielvölkischen Nation besetzt. Dank der sittlichen Verpflichtung gegenüber den Werten der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens fühlte man sich zu einem Musterstaat, ja gar zu Höherem berufen². Gegen

² Carl Hilty, der den Begriff der politischen „Willensnation“ prägte, befand 1875 dazu: „Die Eidgenossenschaft hat eine höhere Aufgabe, als San Marino oder Lichtenstein, ja selbst als Belgien und Holland. (...) Die leitende Idee der Schweiz ist und bleibt auf alle Zeiten hinaus ihr ursprünglichster politischer Gedanke: Erhaltung und Überlieferung der uralten germanischen Volksfreiheit in Europa auf alle kommenden Geschlechter. (...) Die Schweiz muss allerdings in dieser Hinsicht ein Musterstaat auch für andere und nicht blos egoistisch auf sich und seine kleinen Bedürfnisse reduziertes Staatswesen sein. Das ist ihr weltgeschichtlicher Beruf. Sonst hat sie keinen rechten inneren Grund zu existieren.“ (Hilty, Carl 1875. Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft, Bern, 259, f. zit. in Kästli 1998, 396) Ernest Renans nahm wenig später den Begriff auf und spezifizierte auch in Bezug auf die Rolle der Sprache: „La Suisse, si bien faite, puisqu'elle a été faite par l'assentiment de ses différentes parties, compte trois ou quatre langues. Il y a dans l'homme quelque chose de supérieur à la langue: c'est la volonté. La volonté de la suisse d'être unie, malgré la variété de ces idiomes, est un fait bien plus important qu'une similitude souvent obtenue par des vexations.“ (Renan, Ernest 1887. Discours et conférences. Paris, 298, zit. in Kohler, 2010, 64, Anm. 25)

Ende des Jahrhunderts begann sich der Bund in seiner übergeordneten Identität endgültig durchzusetzen, etwa ökonomisch durch die Nationalisierung des Geldwesens, der Post, der Bahn usw., politisch z.B. durch militärische Interventionen in den Kantonen, so etwa 1891 im Tessin, schliesslich ideologisch und kulturell durch eine systematische Mythisierung der „Willensnation“ etwa mit der Organisation der Landesausstellungen, der Einführung der Bundestagsfeier (1891) oder mit der Emporstilisierung von historischen Figuren wie Wilhelm Tell – 1895 wurde das Telldenkmal in Altdorf errichtet –, Winkelried oder auch Pestalozzi. Die geistig-intellektuelle Auseinandersetzung wie sie sich etwa im Kulturkampf zeigte war stark vom politischen Antagonismus zwischen Liberalismus und Konservativismus und vom Religionenkonflikt, weniger jedoch von der sprachlich-kulturellen Frage geprägt. Diese begann sich erst im Verlaufe des ersten Weltkrieges aufzudrängen, als nämlich die in Europa eskalierenden Nationalismen auch in der Schweiz auf Sympathien stiessen und einem tiefen Bruch zwischen der deutschen und der lateinischen Schweiz den Nährboden vorbereiteten. In dieser Zeit, angesichts der konkret aufkommenden deutschen und italienischen Irredentismen, appellierte Carl Spitteler, der spätere Nobelpreisträger der Literatur, an die Neutralität und Einigkeit der Schweizer und setzte sich dafür ein, dass die Mehrsprachigkeit als staatstragende und identitätsstiftende Idee aufgebaut wurde³. Von da an gehörten die Sprachen und die Kulturen zum schweizerischen Selbstverständnis und sie wurden zum festen Bestandteil vorerst der geistigen Landesverteidigung und dann der weitverbreiteten Klischeevorstellungen zum Schweizertum. So war es auch kein Zufall, dass 1938 im Bestreben die nationale Einigkeit nach aussen zu demonstrieren, die romanische Sprache als Nationalsprache anerkannt wurde.

Die Jahrzehnte nach dem zweiten Weltkrieg erlebten einen rasanten ökonomischen Aufschwung, der allen wachsenden Wohlstand brachte. Das Erbe der geistigen Landesverteidigung wirkte zwar weiter, allerdings mit einer Akzentuierung sowohl der Sonderstellung der Schweiz als ein Musterland, das zu Höchstleistungen fähig ist, als auch der für den kalten Krieg typischen ideologischen Auseinandersetzung. Die mit den Sprachen und Kulturen verbundenen Fragen und Problemen fielen weitgehend aus den Traktanden der Öffentlichkeit. Vor dem Hintergrund des wachsenden materiellen Wohlstandes errang der sprachlich-kulturelle Austausch zwischen den Regionen einen anerkannten Status und trug lange zu einer verbreiteten eidgenössischen Toleranz bei, die von den gegenseitigen, vorurteilsbefrachteten Klischees nicht wesentlich gestört, ja mitunter gar erheitert wurde. Viele Faktoren trugen zu dieser sprachlich-kulturellen Durchdringung bei: z.B. der Militärdienst, aber vor allem die längeren Aufenthalte in den anderen Sprachregionen wie das „Welschlandjahr“. Nicht zu unterschätzen ist auch der Umstand, dass ein Teil der politisch-kulturellen Elite der italienischen Schweiz ihr Studium zuerst in den Kollegien der Innerschweiz und dann an den Universitäten jenseits des Gotthards absolvierte. Damit pflegte sie Kontakte und stärkte die „helvetische Identität“ der Minderheit. Es galt für die politisch-ökonomische Führungsschicht als selbstverständlich, zwei bis drei Landesprachen sehr gut zu beherrschen.

Der Beginn der Einwanderung, vorab der Fremdarbeiterschaft aus Italien, bewirkte die ersten Spannungen und brach in diese Beinahe-Idylle ein. Dem *helvetischen Malaise* wuchs langsam der Nährboden heran. Die berühmt gewordene Schrift von Max Imboden diagnostizierte zwar die Ursachen des Unbehagens im politisch-institutionellen Bereich, etwa in der deutlich abnehmenden demokratischen Teilnahme, jedoch zeigten sich auch erste Risse im sprachlich-kulturellen Gerüst der „Willensnation“. Das Störpotential der Einwanderer war erheblich. Erst viel später merkte man, dass, wie es Max Frisch ausdrücken würde, zwar Arbeitskräfte gerufen, aber Menschen gekommen waren. Das sogenannten „Italiener-Abkommen“ von 1964 wurde zwar auch mit „menschlichen Erwägungen“ geschmückt, hatte aber primär für den Nachschub an Fremd- bzw. Gastarbeitern zu sorgen⁴. Jenseits der ökonomischen Interessen, begann sich aber der unterschwellig immer noch vorhandene Rassismus wieder zu zeigen und erlangte in der rechtsnationalen Bewegung als offen zur Schau getragener Fremdenhass wieder politische Salonfähigkeit. Die Auftritte der Bewegung in der politischen Debatte, so der damalige SMUV-Präsident, hätten „denjenigen der ‚Nationalen Front‘ der dreissiger Jahre alle Ehre gemacht (...)“⁵. Eine handfeste Konkretisierung fand der Widerstand gegen das Eindringen anderer Sprachen und Kulturen in der ersten Überfremdungsinitiative von 1965, worauf die Schwarzenbach-Initiative von 1968 folgte, welche die Einwanderung als „schleichende Krankheit“ und als „artfremdes Gewächs“ bezeichnete und die

³ Carl Spitteler hielt seine berühmt gewordene Rede „Unser Schweizer Standpunkt“ am 14. Dezember 1914 in Zürich vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft. (Spitteler, Carl 1947. Gesammelte Werke Bd. 8, Zürich. Zit. in Kästli, 1998, 412 f.)

⁴ Vgl. dazu die Ausführungen von Georg Kreis, 201, *Das „Helvetische Malaise“. Max Imbodens historischer Zuruf und seine überzeitliche Bedeutung*. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 25 f.

⁵ Der SMUV-Präsident war Ernst Wühtrich, vgl. Kreis, ebenda, 26

Begrenzung der Ausländer auf 10% verlangte. 1970 verwarf das Schweizervolk die Initiative ziemlich knapp mit 54%.

Aber das Unbehagen war nicht nur durch die Abnahme des politischen Engagements und durch die verstärkte Einwanderung verursacht. Die Misstöne hatten insbesondere auch einen kulturpolitischen Hintergrund, wofür die Landesausstellung von 1964 symptomatisch war. Die Ausstellung hätte eigentlich über die Tradition im Sinne der „Inszenierung der nationalen Leistungsfähigkeit“ und v.a. der für die „Ländi 39“ bestimmenden ideellen Landesverteidigung hinausgehen sollen, um eine heterogene, auf die Zukunft ausgerichtete Schweiz zu präsentieren⁶. Der „Expo 64“ gelang es jedoch nicht ganz, das Ende der Igel-Ideologie einzuläuten. Zu stark war offensichtlich die Angst, sicheren Boden zu verlassen. Max Imboden selbst bemerkte nach deren Besuch: „Die Zukunft bleibt nichts als Ausblick ins Ungewisse, als Programm und Forderung. (...) Die Symbole bleiben selbst auf einer rein intellektuellen Ebene fragwürdig.“ Symptomatisch für das Schwinden der Selbstsicherheit und der zunehmenden Fragilität der nationalen Identität ist der Titel der an der Landesausstellung präsentierten Kurzfilme von Henry Brandt: „La Suisse s’interroge“⁷. Dass die späteren Landesausstellungen von starken regionalen Divergenzen und Konflikten begleitet wurden⁸, entspricht einer unvermeidlichen Begleiterscheinung von Ereignissen, die nach der Wende in den 90er Jahren die optimistische Ruhe der Eidgenossen erheblich störten.

Was zum normalen, friedlichen Schweizeralltag gehörte und kaum je hinterfragt worden war, begann schon früh sich diffus zu ändern und wurde deshalb als Bedrohung empfunden. Nicht nur der im Zuge der Jugendunruhen zunehmend schärfer werdende Generationenkonflikt, sondern auch die Frauenbewegung und die wachsende Präsenz von Ausländern, die als Arbeitskräfte für den Arbeitsprozess gerufen worden waren und plötzlich auch eine menschliche Rolle in Leben und Kultur beanspruchten, wurden zu einem Problem. Die Andersartigkeit begann sich überall aufzudrängen, ihre Sichtbarkeit irritierte und wirkte plötzlich desorientierend. Was als Problem wahrgenommen, wurde obendrein zum Anlass für radikale und provozierende Kritik an den Eigentümlichkeiten schweizerischer Identität. Mit der Kritik der Expo64 hatte es begonnen. Nun setzte sich der kritische Geist mit ungeahnter Intensität durch: Mit „Des Schweizerers Schweiz“ von Peter Bichsel (1969) oder mit einer ersten kritischen Würdigung der Rolle der Schweiz in der Flüchtlingsfrage während des zweiten Weltkriegs („Das Boot ist voll“, Alfred A. Häsler, 1967, später, 1981 durch Kurt Imhof verfilmt). Kunst und die Literatur nahmen so die Gelegenheit wahr und machten unantastbare historische Mythen und Institutionen – Wilhelm Tell und das Militär durch Max Frisch⁹ – zum Gegenstand schonungsloser Auseinandersetzung, erstmals auch durch Einbezug einer breiten Öffentlichkeit dank den Massenmedien. Höhepunkte provokativer Selbstkritik wurden später mit den Fragen erreicht, ob die Schweiz nicht eine Art Gefängnis sei (Friedrich Dürrenmatt, 1990) oder ob sie überhaupt noch existiere („La Suisse n’existe pas“, Ben Vautier, 1992). Die für eine Demokratie und eine offene Gesellschaft nahezu physiologische Notwendigkeit einer selbstkritischen Konfrontation zeigte sich aber auch mit aller Deutlichkeit bei der Fichenaffäre, bei der Aufarbeitung der Rolle der Banken im zweiten Weltkrieg oder zuletzt bei den traumatischen, weil symbolisch bedeutsamen Ereignissen um die Jahrtausendwende wie das Swissair-Debacle, das Ende in Raten des Bankgeheimnisses und die damit verbundene Präsenz der Schweiz auf internationalen „Schwarzlisten“¹⁰, usw.

Der damit verbundene Kulturschock konnte an den Beziehungen zwischen den Sprachgemeinschaften nicht unbemerkt vorbei gehen. Als man sich 1992 über die zukünftige politische und ökonomische Rolle der Schweiz in Europa (vor)entscheiden musste, trat der Bruch offen zutage: Die Sympathie in der Romandie für eine europanahe offene Schweiz und für eine weniger autarke Wirtschaft schien das Land

⁶ Vgl. Hiezu Kreis, Georg, 2010. Landesausstellungen. Historisches Lexikon der Schweiz. Abrufbar : <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13796.php> – 20.11.2011.

⁷ Vgl. Kreis, ebenda S. 23 f.

⁸ Die geplante Ausstellung 1991 konnte nicht realisiert werden, da sie in einigen Kantonen eine Abfuhr erlitt; die Ablehnung eines vom Kanton Tessin für 1998 als Anlass zur 200-jährigen Feier der Helvetik und zum 150-jährigen Jubiläum der liberalen Bundesverfassung präsentierte Projekte sorgte dann reichlich für regionalen Unmut, der auch nicht nach der Durchführung der Ausstellung als „Expo02“ im Welschland abebbte.

⁹ Max Frisch publizierte dazu zwei Streitschriften: 1971, *Wilhelm Tell für die Schule* und 1973, *Dienstbüchlein*.

¹⁰ Die Symbolik der Ereignisse um die Jahrtausendwende ist frappierend: neben dem *Grounding* der Swissair, gab es die 14 Opfer eines Amokläufers im Zuger Parlament, die Brandkatastrophe im Gotthardtunnel, den Absturz der Crossair-Maschine, das Versagen der Zürcher Flugsicherung mit dem Zusammenstoss zweier Flugzeuge. Wenn man das Ende von einigen grossen Unternehmungen wie die BrowBoweri oder die Alu-Suisse Ende der 1990er Jahren dazu nimmt, dann ist es alles in allem genug, um die Selbstgewissheit einer Nation, die sich auch im technischen Bereich zu Ausserordentlichem berufen fühlte in Frage zu stellen. Vgl. dazu etwa Thomas Maissen, 2010, *Geschichte der Schweiz*, hier+jetzt, Baden.

zu entzweien und zeitigte mindestens zwei tiefgehende Konsequenzen. Erstens: Die Spaltung zwischen den zwei Hauptregionen, als Röstigraben in die Geschichte eingegangen, begann stark zu polarisieren und zwar in einer Weise, die u.a. zur Vernebelung der eigentlichen sprachlich-kulturellen Vielfalt, d.h. konkret zur akzentuierten Bagatellisierung der Rolle der italienischen und der rätoromanischen Sprache und Kultur für die nationale Identität geführt hat.

Die zweite Konsequenz der Volksentscheidung zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR), war die endgültige Legitimation jener nationalkonservativen Politik, die Mitte der 1980er Jahre mit der deutlichen Ablehnung des Beitritts zur UNO inauguriert worden war. Das politische Gleichgewicht wurde von jetzt an zunehmend in Richtung jenes rechtspopulistischen, fremden- und kulturfeindlichen Kurses verschoben, der von Blocher, dem Vordenker der konservativen Kräfte und eigentlichem *deus ex machina* der EWR-Abfuhr propagiert wurde. Ausserdem muss auch bedacht werden, dass die kulturelle und die geopolitische Lage in den letzten Jahrzehnten die Schweiz zunehmend auch von der Entwicklung zu einem metropolitanen Territorium geprägt worden ist.

Das sprachkulturelle Thema war aber bereits seit einer Weile auf der politischen Agenda, spätestens seit sich die Rätoromanen, um ihre Existenz bangend, 1985 mit einer im Nationalrat deponierten Motion zu Wort gemeldet hatten. Die daraus entstandene Diskussion führte u.a. 1989 zur Publikation des vielzitierten Berichts der Kommission Saladin zur viersprachigen Schweiz¹¹. In der Tat wich das Parlament auch nach der EWR-Abstimmung der eigenen Verantwortung nicht aus. Man war sich des konservativen Risikos für die Schweiz als sprachliche und kulturelle Gemeinschaft bewusst und setzte eine sogenannte „Verständigungskommission“ ein, deren Vorschläge zwar grösstenteils auf dem Papier blieben, jedoch sicherlich mitentscheidend waren, dass 1996 das Volk einen Sprachenartikel in die Bundesverfassung aufnahm. Damit wurde die Grundcharta mit dem Begriff der „Sprachgemeinschaften“ ergänzt, was Bund und Kantone dazu verpflichtete die gegenseitige Verständigung zu fördern¹². Diese Prinzipien fanden eine Bestätigung in der 1999 erfolgten Totalrevision der Bundesverfassung. Die Sprachdiskussion erkämpfte sich von da an einen beachtlichen Platz in der politischen Agenda, mindestens bis 2007 als endlich das Sprachengesetz vom Parlament verabschiedet wurde¹³. Dass es so lange dauerte bis der Verfassungsauftrag in ein Ausführungsgesetz konkretisiert wurde ist ein Zeichen für die Sensitivität der Problematik und für die Vorsicht womit die Politik, allen

¹¹ AAVV. (1989). *Quadrilinguismo svizzero - presente e futuro*. Berna.

¹² BV

Art. 4 Landessprachen

Die Landessprachen sind Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch.

Art. 70 Sprachen

1 Die Amtssprachen des Bundes sind Deutsch, Französisch und Italienisch. Im Verkehr mit Personen rätoromanischer Sprache ist auch das Rätoromanische Amtssprache des Bundes.

2 Die Kantone bestimmen ihre Amtssprachen. Um das Einvernehmen zwischen den Sprachgemeinschaften zu wahren, achten sie auf die herkömmliche sprachliche Zusammensetzung der Gebiete und nehmen Rücksicht auf die angestammten sprachlichen Minderheiten.

3 Bund und Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften.

4 Der Bund unterstützt die mehrsprachigen Kantone bei der Erfüllung ihrer besonderen Aufgaben.

5 Der Bund unterstützt Massnahmen der Kantone Graubünden und Tessin zur Erhaltung und Förderung der rätoromanischen und der italienischen Sprache.

¹³ Sprachengesetz (5.10.2007)

Zweck

Mit diesem Gesetz will der Bund:

Art. 2

a. die Viersprachigkeit als Wesensmerkmal der Schweiz stärken;

b. den inneren Zusammenhalt des Landes festigen;

Art. 3

die individuelle und die institutionelle Mehrsprachigkeit in den Landessprachen fördern; das Rätoromanische und das Italienische als Landessprachen erhalten und fördern.

Grundsätze

1 Der Bund beachtet bei der Erfüllung seiner Aufgaben insbesondere folgende Grundsätze:

a. Er achtet darauf, die vier Landessprachen gleich zu behandeln.

b. Er gewährleistet und verwirklicht die Sprachenfreiheit in allen Bereichen seines Handelns.

c. Er trägt der herkömmlichen sprachlichen Zusammensetzung der Gebiete Rechnung.

d. Er fördert die Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften.

2 Er arbeitet bei der Erfüllung seiner sprach- und verständigungspolitischen Aufgaben mit den Kantonen zusammen.

voran der Bundesrat, an die Sprachenfrage herangegangen ist. Angesichts der Stärke der konservativen Kräfte, wollte man das Aufsehen und die öffentliche Debatte um die Sprachen möglichst auf Sparflamme halten, auch weil gleichzeitig die Einwanderungswellen zuerst aus dem Balkan und Osteuropa und in den letzten Jahren aus Nordafrika, aber auch aus Deutschland für genügend gesellschaftlichen Sprengstoff sorgten. Wie stark die fremd?en?feindlichen und populistischen Parteien am rechten politischen Spektrum die Einwanderung und den sogenannten Konflikt der Zivilisationen machtpolitisch instrumentalisieren, dokumentieren die von der Schweizerischen Volkspartei (SVP) lancierten Initiativen zur Ausschaffung von Kriminellen und ihrer Angehörigen, zum Verbot der Minaretten und zuletzt 2011 wieder gegen die Überfremdung.

Der Weg zur „Idée-Suisse“, zu einer von sprachlicher und kultureller Vielfalt getragenen Identität war und bleibt ein beschwerlicher. In den letzten zwei Dezennien hat der dazu notwendige ständige Prozess eine deutliche Akzeleration erfahren: man war 1990 *idealiter* mit dem Ziel der Stärkung der schweizerischen Viersprachigkeit und der Förderung der Verständigung des Verständnisses zwischen den Sprachgemeinschaften angetreten. 2010 ist man *realiter* mit einer definitiv mehrsprachigen und multikulturellen Schweiz erwacht und, obendrein, mit einem rauen politischen Klima, das durch den Aufwind der Nationalkonservativen gerade an diesem Fragekomplex die Fronten verhärteten lässt. Nichtsdestotrotz, mit ihrem bewegten historischen Werdegang hat die Schweiz vorgeführt, dass Freiheit, Toleranz und Demokratie der Unterdrückung, der Diskriminierung und der Diktatur, zumindest unter besonderen Bedingungen, überlegen und der gesellschaftlichen Einlösung von sprachlicher und kultureller Diversität zuträglich sein können. Die Geschichte der Schweiz zeigt auf, wie zur Schaffung einer staatlichen Gemeinschaft **eine** Sprache, **eine** Kultur, und **eine** Religion keine *conditio sine qua non* sind, wie also grundsätzlich sprachliche und kulturelle Vielfalt innerhalb eines Territoriums legitimierbar ist und die Minderheiten eine staatstragende und identitätsstiftende Funktion erhalten können. Können die Bürgerinnen und Bürger ihre kulturelle Identität und ihre Sprache beibehalten, dann sind für die Konstruktion eines Nationalstaates andere Bedingungen ausreichend: so ein energischer politischer Wille, der Glaube an eine gemeinsame Aufgabe und starke demokratische, generell die Bürgerinnen und Bürger und insbesondere die Minderheiten aktiv einbindende Institutionen¹⁴.

Genug eigentlich, um die Schweiz einer mitunter auch übertriebenen Idealisierung und Selbstüberschätzung auszusetzen und daraus naiv ein Exportmodell oder aber die Voraussetzung für eine selbstgefällige Isolation zu machen. Die moderne Geschichte der Schweiz lässt sich als die „Geschichte einer grossen Erzählung“, einer Idee für ein konsens- und motivationsstiftendes Projekt lesen, das dank besonderen ökonomischen, politischen und kulturellen Bedingungen zu einer Zivilisation der Vielfalt geführt hat. Wo sonst Minderheiten und generell die „Andersartigkeit“ als Feindbild und als Bedrohung gelten, haben sich die Koexistenz und der gegenseitige Respekt, trotz allen Widrigkeiten und v.a. trotz der starken Wirkung der populistischen kultur-, sprach- und fremdenfeindlichen Kräfte im Innern, von so unterschiedlichen Gemeinschaften wie die deutsche und die lateinische einstellen können. Aber lässt sich diese Erfahrung fortführen? Haben sich die Bedingungen der Moderne nicht so grundlegend geändert, dass die „Idée-Suisse“ endgültig der Historie anzuvertrauen ist?

¹⁴ Nicht zu unterschätzen ist die Wirkung von symbolträchtigen Organisationen wie das Militär oder die Regiebetriebe wie die Post oder die Bahn, welche kollektive Erlebnisse ermöglichen und das Wir-Gefühl stärken.

2. Abschied von der Moderne, Abschied von der „Idée-Suisse“?

Ist das Schicksal der „Idée-Suisse“ besiegelt? Oder können sich die Moderne als ein „unvollendetes Projekt“ und die Schweiz als mehrsprachiger und multikultureller Kleinstaat, der von seiner Vielfalt lebt für eine andere Zukunft empfehlen? Radikal neue Bedingungen, ja eine neue *conditio humana* leiten eine epochale Wende ein und lassen am Horizont das „Posthumane“ aufscheinen. Dafür entscheidend sind hauptsächlich die Technik und die Ökonomie, insofern als sie uns nicht nur materiellen Wohlstand und eine Revolutionierung der menschlichen Lebensgrundlagen und der Existenz gebracht haben, sondern auch paradigmatisch auf unser Denken und auf unsere Kultur wirken. Zahlreiche Zeichen, nicht zuletzt die von der Symbiose Technik-Ökonomie mitverursachte wirtschaftliche und politische Verunsicherung der letzten Jahre, deuten aufs Risiko hin, dass der Mensch zum Opfer seiner eigenen Errungenschaften wird und die grundlegenden humanistischen Werte der Moderne verliert. Dazu gehören die für die „Idée-Suisse“ typischen Prinzipien der Offenheit und der sprachlich-kulturellen Vielfalt.

Die Entwicklung in der zweiten Hälfte des kurzen Jahrhunderts hat v.a. in der westlichen, aber zunehmend in der ganzen Welt die Bedingungen menschlichen Daseins unter spätkapitalistischen bzw. postindustriellen Voraussetzungen grundlegend geändert. Wissen, Technik, Ökonomie eröffnen ungeahnte Möglichkeiten in allen Bereichen des Alltags, stellen zugleich aber unsere modernen Vorstellungen des Lebens, so wie sie seit der Aufklärung und der französischen Revolution wegleitend waren in Frage. Die Konsequenzen der Durchdringung des Lebens durch die Technik und Ökonomie sind zwar schwer abzuschätzen, etwas lässt aber niemanden unberührt: Ihre Ambivalenz. Damit entsteht eine neue *conditio humana*, die uns zum kritischen Überdenken und zum Umdenken zwingt, als Individuen und als staatliche Gemeinschaften, denn offensichtlich sind nicht nur neue Organisationsformen des Lebens gefordert, sondern auch neue kollektive und individuelle Identitäten.

Schon in den Anfängen der Moderne setzten die Romantik und der Neuhumanismus gegenüber der Aufklärung kritische Akzente. Später, zur Zeit der Hochblüte der industriellen Revolution, haben der sozial-kommunistische Widerstand marxistischer Provenienz und die Kulturkritik von Schopenhauer und Nietzsche bis zu Spengler und Freud, die weltanschauliche Kontroverse gegen die kapitalistische Gesellschaft angeführt. Seit den 1980er Jahren hat die sogenannte „Postmoderne“ diese kritische Rolle eingenommen und sich zu einer geistig-kulturellen Bewegung geformt, die das Erbe des Unbehagens an der kapitalistischen Zivilisation aufgenommen hat. Das Projekt der Moderne sei gescheitert, denn, so die Argumentation, auf ihr laste ein Grossteil der Verantwortung für die Tragödien des 20. Jahrhunderts und für die Schwäche der politischen Systeme. Vom Versagen des aufklärerischen Wirkens der „starken“ Vernunft sei nicht abzusehen, was gleichsam die Delegation jener anspruchsvollen, utopischen Gesellschaftsmodelle aufzeige, die in irgend einer Weise einer historischen Logik des Fortschritts gehorchen – die sogenannten „grossen Erzählungen“ wie Liberalismus, Kommunismus, usw. –. Vielmehr gelte es die Chance der individuellen Freiheit wahrzunehmen, um die Möglichkeiten der ethischen und kulturellen Selbstgestaltung jenseits von Systemzwängen zu maximieren. Die Losung postmoderner Kultur ist: *anything goes...* Die ökonomischen und technischen Ressourcen kommen dem Projekt entgegen, gleichzeitig spielt die Postmoderne der ökonomischen und technischen Logik in die Hände: *do ut des*. Jedermann soll sich prinzipiell selbst bestimmen und die eigene Biographie und Identität *patchworkartig* zusammenstellen können. Im globalisierten, fluiden Supermarkt der Kommunikation, des Warenkonsums, der Sprachen, usw. soll sich jeder frei bedienen können. Die totale Vielfalt profiliert sich am Horizont. Damit wird die Bindung an einen Gesellschaftsvertrag sekundär und die kollektive Verantwortung verblasst, was der Dialektik zwischen Selbst- und Fremdbestimmung sozusagen erlaubt, ihren Dienst zu quittieren.

Es fällt auf: In unserer – postmodernen – Epoche wird das Leben immer mehr von zwei Formen des Denkens und Handelns bestimmt: die Technik und die Ökonomie.

Die **Technik** hat die Kommunikation, d.h. den Zugang zur Information und zum Wissen sowie die Mobilität revolutioniert. Wie die Alltagserfahrung lebhaft bestätigt, ist aus der Welt gewissermassen ein kleines Dorf geworden: Dank der Technik kann jeder mit jedem jederzeit und überall in Kontakt treten, Informationen erreichen uns in Echtzeit aus aller Welt und jede Form von Wissen ist potentiell für alle zugänglich. Nähe und Ferne, Raum und Zeit scheinen sowohl ideell als auch materiell aufgehoben zu sein. Wir befinden uns in einem Prozess der räumlichen und zeitlichen „Entgrenzung“, der uns, ob wir es wollen oder nicht, in das Phänomen der sogenannten Globalisierung einbindet. Dass sich alles im Hier und Jetzt abspielt, lassen wir quasi schicksalhaft über uns ergehen, genauso wie wir uns einer Art Fluidität des Daseins ausliefern. Nie war die Losung von Heraklit wie im Zeitalter der Technik so aktuell:

panta rei, alles ist im Fluss, mentale und räumliche Flexibilität und Mobilität sowie Weltläufigkeit sollen unsere individuelle Lebensgestaltung determinieren. Die Technik hat aufgehört Instrument zu sein, sie lässt uns kaum Spielräume und besetzt zusehends unseren Alltag¹⁵.

Wir verdanken der **Ökonomie** nicht einfach das Notwendige zum Leben, sondern auch jenen Wohlstand und jenen Reichtum, die uns, analog zur Technik, großartige Möglichkeiten der Lebensentfaltung, des Konsums und der Mobilität eröffnen. Aus dieser grundlegenden Rolle erwächst der Einfluss des ökonomischen Denken und Handelns als entscheidende, auch das Politische verdrängende Einflussgrößen auf Gesellschaft und Individuen. Die Logik, die dem modernen ökonomische Denken zu solchem Erfolg verhilft wird unmittelbar einleuchtend: Unser Handeln muss möglichst rational und effizient gestalten werden. Setzen wir unsere Mittel nach dem Prinzip der Zweck-Mittel-Rationalität, d.h. eines möglichst effizienten Einsatzes der Mittel, so werde schlussendlich das System optimiert und alle könnten davon profitieren. Aber die ökonomische Vernunft braucht ein zweites Standbein: Den Markt, denn „rationales Verhalten“ kann sich nur im freien Markt entfalten und muss vom Markt her gesteuert werden.

Anders gesagt: die menschlichen Aktivitäten, mit ihren Neigungen und Interessen, müssen sich am Prinzip der Kommerzialisierung und Nutzenmaximierung orientieren und am besten vom Markt und der darin wirksamen Konkurrenzverhältnisse reguliert werden. Alle Formen des Eingriffs in den Markt werden als potentielle Beschneidung der Freiheit betrachtet, worauf folgt, dass der Staat sich mit der Festsetzung von Rahmenbedingungen bescheiden soll.

Wir kommen um die Einsicht nicht herum: Technik und Ökonomie gehen Hand in Hand, sie tendieren dazu, ein symbiotisches Eigenleben zu führen, das sich der Kontrolle der Menschen zu entziehen sucht. Die Ökonomie hat es dank der Technik zu höchster Macht gebracht, die Technik lebt von den ökonomischen Ressourcen für deren Generierung sie entscheidend ist. Von der instrumentellen Rationalität geleitet, die ihren eigenen Gesetzen nachgeht und von den Bedürfnissen und Anliegen der Menschen und des menschlichen Zusammenlebens nicht Notiz nehmen muss, ergänzen sie sich gegenseitig. Dank ihrer Durchschlagskraft, haben sie im Übergang zur Postmoderne die Eigenständigkeit von Politik und Kultur grundlegend erodiert und deren gesellschaftliche Führungsrolle untergraben. Politisches Handeln, weitgehend von technischen und ökonomisch-finanziellen Sachzwängen determiniert, versucht sich eine Contenance mittels der Qualitäts-, Effizienz- und Nachhaltigkeitsrhetorik zu geben. De facto ihren eigenen Führungsanspruch aufgebend, assimiliert die Politik die für das ökonomische Paradigma typischen Verhaltensmuster, was weniger für die Administration und das Management als vielmehr für ihre gesellschaftlichen Ziele und Visionen entscheidend ist. So kann es nicht überraschen, dass auch für die Bürgerinnen und Bürger nicht länger der Blick und die Verantwortung für das Gemeinsame, den sogenannten „Gemeinsinn“ sowie solidarische Einstellungen, sondern die Wahrnehmung von partikularen Interessen und Ambitionen hoch im Kurs sind, nicht der Einsatz für kulturelle Inhalte und humanistische Wertvorstellungen sondern das Streben nach persönlicher Bereicherung dominiert, nicht die Produktion von Reichtum in der realen, langfristig ausgerichteten Wirtschaft sondern dessen schnelle, kurzfristig legitimierte Vermehrung in der virtuellen Finanzwelt sind erstrebenswert. Der *citoyen* hat das Primat an den *bourgeois* verloren. Was ist mit der Suche nach einer Balance zwischen individuellen Interessen und den Forderungen der Gemeinschaft, der *Polis* geschehen? Wird der *contrat social* gekündigt? Lehrreich für diese Problematik ist der in der Schweiz in den letzten Jahren vollzogene Übergang vom solidarischen Föderalismus, der die „Idée-Suisse“ von ihren Ursprüngen her begleitet hat, zum „Konkurrenzföderalismus“, der in der heutigen Landschaft den Rückzug des Politischen gegenüber dem Ökonomischen und die Zersetzung des „Gemeinsinns“ versinnbildlicht¹⁶.

Dies ist, in knapper Darstellung, das kulturelle und politische Klima, das in den letzten Jahren hierzulande – wie anderswo – gediehen ist, ein Klima, das der Kultur und den Sprachen generell nicht besonders wohlgesinnt ist. Kultur hat Mühe sich der Logik der Kommerzialisierung zu stellen. Weder Zweck-Mittel-Rationalität und einseitige Effizienzausrichtung, noch ausgeprägtes Rentabilitätsdenken und

¹⁵ Vgl. Böhme, Gernot (2008). *Invasive Technik. Technikphilosophie und Technikkritik*. Kusterdingen: Die Graue Edition.

¹⁶ Vgl. Kohler, Georg (2010): *Bürgertugend und Willensnation. Über den Gemeinsinn und die Schweiz*. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich

deregulierte Unterordnung unter die Gesetze des Markts sind der kulturellen und sprachlichen Vielfalt gute Ratgeber. Das Geschäft der Vielfalt ist viel eher Lebenssinn, geistige Spannung und soziales Wohlbefinden, jenseits der instrumentellen Vernunft und des Strebens nach Gewinn.

Man möchte eigentlich meinen: Sowohl die immensen Möglichkeiten, die uns die Technik beschert, als auch die Ressourcen, welche wir der Ökonomie verdanken, müssten doch der Vielfalt zum Besten gereichen. In vermehrter Masse sollten wir uns am kulturellen Erbe der Menschheit bereichern können: Andersartigkeit wird für jedermann potentiell zugänglich, erlebbar, ja machbar. Sprachen und Kulturen werden uns *online* dargeboten, wir müssen nur zugreifen. Die Unabhängigkeit von historischen, sozialen und räumlichen Zwängen soll den Individuen die variable Gestaltung ihrer Biographien genauso leicht machen wie die spontane und kreative Generierung ihrer Identität. Der Rückgriff auf Traditionen und eingespielte Gewohnheiten wird eigentlich obsolet¹⁷.

Nur, die Wirklichkeit sieht anders aus. Ihre Paradoxien sind augenscheinlich und bedürfen nicht einmal kulturpessimistischer Einsicht. Was Technik und Ökonomie versprechen, nehmen sie auch handkehrum wieder weg. In ihrem Wesen, Grenzen abzubauen, d.h. die Welt mittels Kommunikation, Mobilität und Güterzugang ohne besondere Anstrengung greifbar zu machen liegt zugleich eine verhängnisvolle Wirkung: Differenzen werden verwischt, Verhaltens- und Geschmacksmuster uniformiert. Der *Coca-Cola-Effekt* verfeinert sich und wird zum *Clooney-Effekt*: Die potentielle Auswahl von verschiedenen Kaffeesorten führt zum homogenisierten und standardisierten Kaffeekonsum. Gegen die marktinduzierte Konformität können sich nur Wenige zur Wehr setzen, was für die Konsumgüter wie für die Sprachen gilt. Potentielle Mannigfaltigkeit kann sich dialektisch in ihr Gegenteil verkehren, und daraus wird Uniformierung und Verflachung auf das Hier und Jetzt. Müssen wir darob individuellen Identitäten und die Vielfalt von Sprachen und Kulturen aufgeben?

Offensichtlich ist zumindest, dass Unsicherheit, Angst und Entfremdung um sich greifen. Darauf reagieren die Menschen, in der Schweiz wie anderswo, seit je mit einem bekannten, archetypischen Abwehrdispositiv. Dieser Art Überlebensreflex führt zur Desavouierung der moralischen Gleichheit der Menschen, deren Andersartigkeit mit Verachtung, Aggressivität und Schuldzuweisung quittiert wird. Die Furcht um die eigene Identität ist keine gute Ratgeberin, so propagiert ein Teil der Gesellschaft, v.a. das rechte Spektrum der Politik, Fremdenfeindlichkeit und blinden, ethnozentrischen Nationalismus, als handle es sich um Tugenden. Keine 20 Jahre nach dem Mauerfall wird im Tessin für eine Mauer gegen die Grenzgänger plädiert. Na und? Die Empörung hält sich in Grenzen, Indifferenz herrscht vor.

Was die technische und ökonomische Zivilisation in verstärktem Mass ermöglicht, uns aber zugleich bedroht, soll mit symbolisch starken Akten unter Kontrolle gebracht werden. Die Grenzen müssen wieder markiert werden. Dies ist ein Hauptziel der konservativen Kulturoffensive, wie man sie in der westlichen Welt und in der Schweiz erlebt: Hierzulande gehören die „schwarzen Schafe“ isoliert, eingesperrt¹⁸ oder ausgewiesen. Es sind all jene Andersartige, Fremde, Asylanten, Exoten, Minderheiten usw., die als Hauptverantwortliche für Kriminalität, Kinderbedrohung, Arbeitslosigkeit, Unzufriedenheit und Desorientierung vorverurteilt werden. Andererseits muss ihr Zufluss in die Schweiz begrenzt werden. Die Andersartigkeit wird zum Makel: Andere Sprachen, andere Sitten, andere Religionen und andere Lebensstile sollen bestenfalls toleriert, aber als konstitutiver Bestandteil der Schweiz, der „*Idée-Suisse*“ als offene, sprachlich und kulturell vielfältige Gesellschaft werden sie de facto delegitimiert.

¹⁷ Vgl. Meyer, Martin (1998): *Die Schweiz als Metapher. Über kulturelle und andere Identitäten*. In : Meyer, Martin & Kohler, Georg: *Die Schweiz für Europa?* Hanser, München, 169-182

¹⁸ Neuerdings wurde gar das „Reduit“ als möglicher Ort für die Einsperrung von Asylanten evoziert. So die Reaktion von Bürgerinnen und Bürger auf das Projekt zur Einrichtung eines Asylantenzentrums.

3. Hat sich die Schweiz in den letzten Jahrzehnten um die „Idée-Suisse“ wirklich gekümmert?

Die Schweiz hat den gesellschaftlichen Wandel der letzten Jahrzehnte sehr wohl wahrgenommen. Das von den neuen Bedingungen der Moderne, vorab von der Technik und von der Ökonomie, mitverursachte Malaise hat sie nicht kalt gelassen. Die Bedrohung für ihr Selbstverständnis und für die sprachliche und kulturelle Vielfalt wurde zu offensichtlich. So haben die Bemühungen um die „Idée-Suisse nicht auf sich warten lassen: Die Institutionen der Politik genauso wie die zivile Gesellschaft setzten sich in vielfältiger und lebhafter Weise ein, im Bestreben, die *schweizerische Sprach- und Kulturvielfalt* den neuen Anforderungen anzupassen und zukunftsfähig zu machen.

Der gesellschaftliche Wandel ist schonungslos und zieht alle in Mitleidenschaft, die westliche Zivilisation als Ganzes wie den Sonderfall Schweiz. Die neue *conditio humana* hat auch die traditionellen Lebensformen und das Selbstverständnis unseres Landes unerbittlich erfasst. Die „Idée-Suisse“, die sich durch manche ideologisch-politische Kontroverse gefestigt und dramatische Zeiten überstanden hatte, geriet aber bereits im Verlaufe der Hochkonjunktur der Nachkriegszeit ins Wanken. Schleichend, fast unbemerkt, aber umso tiefgreifender bemächtigten sich die veränderten Bedingungen des Alltags von Frau und Herrn Schweizer. Dissonanzen, Unbehagen und Unsicherheiten machten sich bemerkbar. Der Prozess der Zersetzung traditioneller Sitten, der nicht nur unterschwellig verlief sondern etwa im Generationenkonflikt, in der Frauenbewegung oder in der sexuellen Revolution offen zu Tage trat, erfasste auch die Sprachen und Kulturen des Landes. Die Reaktionen liessen nicht auf sich warten. Man denke z.B. an das bis heute anhaltende Aufleben der Mundart, die als eine Art Wiederentdeckung der Ursprünge gefeiert wurde und die beharrliche Suche nach festem Boden bezeugt. Bereits in den 1960er und 1970er Jahren reifte so das Bewusstsein für die Bedeutung der Sprachen wieder heran.

Einen konkreten Ausdruck dieses erneuerten Interesses fand sich z.B. in der Programmatik der EDK, die ausgehend vom 1970er Konkordat für die interkantonale Koordination des Schule, zu einer engagierten Förderung des Fremdsprachenunterrichts ansetzte. Aber spätestens in den 1980er Jahren begann sich auch die „Willensnation“ im Bereich der Sprachen und Kulturen deutlich zu regen. In der Politik, in den öffentlichen Institutionen, aber auch in den Organisationen der zivilen Gesellschaft entwickelte sich eine rege Tätigkeit.

Wie bereits dargelegt, nahm die **Politik** die Herausforderung an: Stein des Anstosses war der stetige Rückgang des Rumantsch. Dann folgte der Röstigraben, der einerseits als ein Höhepunkt der Bewusstwerdung des kulturellen und sprachliche Konfliktpotentials innerhalb des Landes betrachtet werden kann, andererseits unmissverständlich die zunehmende Abhängigkeit der Schweiz von den Geschicken Europas und der Welt aufzeigte. Die Kluft zeigte sich nämlich erst richtig an der Neudefinition der Beziehungen zur internationalen Staatengemeinschaft. Bald darauf folgte die Aufnahme des neuen Sprachenartikels in der Bundesverfassung (1996) und zehn Jahre später, trotz des zwar merkwürdigen aber nicht zufälligen Widerstandes des Bundesrates, die Konkretisierung in einem Sprachen- und Verständigungsgesetz (2007) und der dazugehörigen Verordnung (2010). 2009 hat das Parlament auch ein neues Gesetz zur Kulturförderung verabschiedet.

Werfen wir nun einen Blick auf die intensive Aktivität der Institutionen und der zivilen Gesellschaft.

Institutionen

Von der **Erziehungsdirektorenkonferenz** (EDK) war bereits die Rede, denn sie hat seit den 1970er Jahren die Förderung des Sprachunterrichts und der Mehrsprachigkeit zu einer strategisch wichtigen Zielsetzung gemacht. Dies führte u.a. zur systematischen Einführung des frühen Fremdsprachenlernen in der Primarschule und generell zu einer wachsenden Bedeutung der Sprachen in den bildungspolitischen Bemühungen auf schweizerischer Ebene. Der Versuch, die Auseinandersetzung der 1990er Jahre mit einer kohärenten Konzeption zu stützen führte 1998 zum – auch im Ausland – viel beachteten – „Gesamtsprachenkonzept“, welches allerdings in seiner operativen Wirkung an den politischen Widerständen weitgehend scheiterte. Derweil definierte die EDK 2004 eine Strategie zur Entwicklung des Sprachunterrichts und zu dessen Regelung im Rahmen der nationalen Harmonisierungsbestrebungen der obligatorischen Volksschule.

Eine entscheidende Rolle für die Förderung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt hat seit je der *Service public* von Radio und Fernsehen gespielt. Es ist kein Zufall, dass die **SRG/SSR** die eigene Bezeichnung mit „**Idée-Suisse**“ ergänzte. Damit wurde der Wille, ein Eckpfeiler schweizerischer Identität zu sein bekräftigt. Dank einer bemerkenswert solidarischen Umverteilung der finanziellen Ressourcen

sichert **SRG/SSR-Idée-Suisse** allen Sprachgemeinschaften professionelle Radio- und Fernsehdienstleistungen.

Organisationen der zivilen Gesellschaft

Zahlreiche Organisationen, entweder aus einer langen Tradition hervorgehend oder in den letzten Jahrzehnten neu gegründet, haben die öffentliche Diskussion belebt und intensiv zur Erhaltung und Förderung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt der „Idée-Suisse“ beigetragen. Einige davon seien aufgrund der Intensität und der Profilierung ihrer Aktivität erwähnt, ohne speziell auf ihr Programm eingehen zu können: CH-Stiftung, Coscienza svizzera, Forum Helveticum, Get-together, Lia Rumantscha, Pro Helvetia¹⁹.

Eine besondere Erwähnung, weil überaus aussagekräftig für die Intensivierung der Bemühungen um die sprachliche und kulturelle Vielfalt, verdienen der Nationalfonds der wissenschaftlichen Forschung und die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Im Auftrag des Bundesamtes für Bildung und Wissenschaft (BBW) und mit dem Ziel wissenschaftliche Grundlagen für die Sprach- und Verständigungspolitik zu erarbeiten, hat der Nationalfonds 2002 das Nationale Forschungsprogramm 56 „Sprachenvielfalt und Sprachkompetenz in der Schweiz“ lanciert²⁰. Die breitgefächerten Resultate betrafen v.a. die Fragen der Sprachkompetenzen und der Beziehung zwischen Sprache und Identität und sind seit 2009 auf der Homepage des Projekts und in zahlreichen Publikationen zugänglich – darunter die Nummer 2/2009 von *Babylonia*.

Zum Programm der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften gehört ein Schwerpunkt „Sprachen und Kulturen“, der zu zahlreichen Tagungen und Publikationen Anlass gab. Zuletzt stand die 2005 von der UNESCO verabschiedeten *Konvention zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen*, die auch von der Schweiz aktiv unterstützt und ratifiziert worden ist. Diese Konvention, der man auch hierzulande mit konkreten Taten Nachhaltigkeit verschaffen will, ist der überaus deutliche Ausdruck von der Notwendigkeit und vom Willen der internationalen Staatengemeinschaft, die kulturelle Vielfalt in einer globalisierten und zur Homogenisierung tendierenden Welt zu schützen²¹.

Die Stiftung Sprachen und Kulturen

Zu den Organisationen der zivilen Gesellschaft gehört auch die 1993 gegründete **Stiftung Sprachen und Kulturen**. Neben ihrer konkreten Hauptzielsetzung, die Zeitschrift für Sprachenunterricht und Sprachenlernen *Babylonia* zu publizieren, gehören gemäss Statuten auch Initiativen zur gegenseitigen Verständigung unter den Sprachen und Kulturen in der Schweiz zu ihren Aufgaben. Die Stiftung hat sich u.a. in die Auseinandersetzung zum neuen Verfassungsartikel (1996) und zum neuen Sprachengesetz (2007) eingebracht, aber auch die Bemühungen der EDK für ein Sprachenkonzept und für die Umsetzung der sprachpolitischen Strategie, v.a. für die Einführung des frühen Fremdsprachenunterrichts in der Primarschule unterstützt. Eine der Hauptinitiativen war 1998 die Lancierung des „**Sprachenmanifest**“, dessen Kernidee darin bestand, in den Sprachen als Ausdruck und Vehikel von Kulturen eine entscheidende Ressource im Übergang zum neuen Jahrtausend zu betrachten. Es gelte, so das Manifest im Wortlaut,

- unser Sprachen- und Kulturverständnis zu erweitern,
- die Schweiz als vielsprachige Gesellschaft anzunehmen,
- in der kulturellen und sprachlichen Vielfalt Gemeinsames zu suchen und zu pflegen,
- unterschiedliche Lebensstile zu bejahen und Minderheiten zu achten,
- mit divergierenden Interessen und Konflikten konstruktiv umgehen lernen,

¹⁹ Zahlreiche weitere Organisationen waren in den letzten Jahren regionale und national tätig. Da sie hier nicht aufgezählt werden können sei auf das Forum Helveticum verwiesen, das gewissermassen eine koordinierende Funktion ausübt und sie auf seiner Homepage präsentiert: www.forum-helveticum.ch.

²⁰ Die Zielsetzung des Projekts wurde wie folgt umrissen: “Die Ziele der schweizerischen Sprachenpolitik sind einerseits die Verstärkung des Verständnisses zwischen den Sprachgruppen, andererseits die Förderung der sprachbezogenen Identitätsbildung der Individuen und ihrer erst- und mehrsprachigen Kompetenzen. Bund und Kantone sind aufgerufen, diese Ziele umzusetzen. Das Nationale Forschungsprogramm 56 hat zur Aufgabe, die wissenschaftlichen Grundlagen für diese Politik zu legen.” NFP (2004): *Sprachenvielfalt und Sprachkompetenz. Ausführungsplan*. Bern, 7

²¹ Die Konvention ist online abrufbar (www.unesco.ch – 20.11.2011). Die Akte der Tagung der SAGW wurden publiziert: SGAW. Von der Deklaration zur Umsetzung – Schutz und Förderung der kulturellen Vielfalt in der Schweiz, Bern 2011

- uns als Gemeinschaft und als Einzelner in der Schweiz, in Europa und der Welt zu entfalten.

Die ch-Stiftung hat einige Jahre später, 2006, nochmals die Initiative für ein ähnliches „Manifest für die gelebte Sprachenvielfalt in der Schweiz“ ergriffen.

4. Viel Aufwand – wenig Erfolg?

Die Schweiz, die Willensnation par excellence, hat in den letzten Jahrzehnten einen besonderen Effort geleistet, um sich den Herausforderungen der Zeit zu stellen und dabei die für das eigene Selbstverständnis wichtigen Werte der Offenheit, der Toleranz und der sprachlichen und kulturellen Vielfalt zukunftsfähig zu machen. Wie sieht das Resultat dieser Bemühungen aus? Die Zeichen der Zeit deuten auf eine zwiespältige, ja irritierende Diagnose hin. Trotz des erheblichen Wohlstandes sorgen steigende Multikulturalität und ökonomische Krisenanfälligkeit einerseits und der Verlust bewährter Sicherheiten und nationaler Statussymbole andererseits für diffuse Desorientierung und Zunahme des Abwehrverhaltens. Kulturelle Selbstbezogenheit und Ethnozentrität sind weitere Folgen, die sich nicht nur im Siegeszug der Mundart in der deutschen Schweiz und generell in einer Stagnation der sprachlichen Kompetenzen, sondern auch in der erneuten Salonfähigkeit des Fremdenhasses und der Intoleranz gegenüber Andersartigen zeigen. Den Hintergrund dazu bilden die Formierung des konservativen Widerstandes und eine Verrohung der politischen Sitten. Man beobachtet eine intensiviertere Wahrnehmung von partikulären Interessen sowie eine Verschärfung des Konkurrenzdenkens in den öffentlichen Institutionen, namentlich unter den Kantonen und Regionen. Eigentlich genug, um ein kulturpessimistisches Bild der Schweiz anfangs des Jahrtausends zeichnen zu müssen. *L'examen de réalité*, die kühle Realitätsbetrachtung lässt so die Grundwerte der „Idée-Suisse“ in einem blassen und wenig verheissungsvollen Licht erscheinen.

Aber dies ist wohl die eine Seite der Medaille. Die Realität ist – glücklicherweise – vielfältiger.

An politischem Willen und an Aufwand, eine Erneuerungsdynamik in Gang zu setzen hat es in der Schweiz der letzten 20 Jahre nicht gefehlt. Im Gegenteil. Hat sich aber die Schweiz dem Druck der Systeme stellen können? Wenn ja, mit welchem Erfolg? Ist es gelungen, die Herausforderung einer multikulturellen, mehrsprachigen, offenen und toleranten Gesellschaft anzunehmen? Hat das tradierte Erbe der „Idée-Suisse“ fürs neue Jahrtausend aufgearbeitet werden können? Hat man die konservativen Widerstände im Innern und den Druck von aussen in Schach halten können oder ist man der Versuchung eines typischen Abwehrverhaltens erlegen?

Der aufmerksame Beobachter kommt um einen zwiespältigen Eindruck nicht umhin. Zeichen und Symptome, welche die Abnützung, ja gar die Dekadenz der für die „Idée-Suisse“ ausschlaggebenden Werte dokumentieren, darunter die sprachliche und kulturelle Vielfalt, sind nicht von der Hand zu weisen. Setzen wir kurz im **politischen Bereich** an. Bereits seit den 1950er Jahren geraten der Nationalstaat und die nationalen Ideologien vermehrt in Bedrängnis. Die Globalisierung führt zur Verschärfung dieser strukturellen und ideologischen Krise, zumal die inter- und supranationale Interdependenz unweigerlich eine Verminderung der Souveränität des modernen Nationalstaates mit sich zieht. Was nach aussen zutrifft, gilt in der Schweiz nicht minder für die Kantone, welche in ein wachsendes Abhängigkeitsverhältnis untereinander und zum Bund geraten. Parallel dazu erleben wir die postmoderne Zersetzung von traditionellen Werten und die Verflüchtigung der „grossen Erzählungen“: Die „Aufgabe“, einen Staat zu konstruieren und das Kollektive zu pflegen kann nur noch wenige begeistern.

Dies ist der Boden, auf dem seit Beginn der 1990er Jahren, in der Schweiz eine auffällige Verrohung der politischen Sitten gewachsen ist, eine Verrohung, die sich nicht nur im sprachlichen Umgang, sondern auch in der polarisierenden, demagogischen Konfrontation zeigt. Dass der Rechtspopulismus diese Entwicklung weitgehend verantwortet, wird kaum bestritten und lässt sich an der Revolutionierung der politischen Landschaft mit dem Vormarsch der Parteien mit nationalistisch-konservativem Gedankengut und mit der Krise der übrigen Parteien ablesen. Der Stimmenanteil der Schweizerischen Volkspartei (SVP) legt zwischen 1991 und 2007 von 11.9% auf 28.9% zu. Ähnliches ist von der Lega im Kanton Tessin zu berichten. Es ist die Politik dieser Parteien, welche die natürlichen Abwehrreflexe gegenüber der identitären Verunsicherung ausnützt und instrumentalisiert. Sie tut es, indem sie die Illusion bekräftigt, „das Gesunde und Ein-für-allemal Richtige und Einheimische und Weiss-Gott-Bewährte, kurzum das Schweizerische“ (Max Frisch), eben dieses Richtige sei „durch Abgrenzung, Reinigung und

Abstossung“²² zu sichern. Der Entgrenzung in der globalisierten Welt soll mit Abgrenzung und Schuldzuweisung begegnet werden – natürlich sind die anderen schuld, meistens die Fremden, die als Feindbild herhalten müssen, ob Deutsche oder Kossovaren spielt letzten Endes keine Rolle. Die Selbstreferentialität feiert Urständ, schliesslich soll wieder der Mythos gelten, dass wir zu Höherem berufen seien. Es überrascht kaum, dass diese Verschiebung politischer Sitten von einer wachsenden Dominanz partikularer Interessen begleitet wird, die den Gedanken an das Gemeinwohl und an die Solidarität verdrängen. Politisch betrachtet ist der sogenannte Konkurrenzföderalismus ein untrügliches Zeichen hierfür. In ihrem Siegeszug ist diese Form der Beziehung zwischen den Kantonen kaum auf Widerstand gestossen und hat die Übertragung der marktwirtschaftlichen *forma mentis* der Konkurrenz und der Maximierung eigener Interessen auf die staatlichen Institutionen begünstigt. Offensichtlich verrät diese politische *nouvelle vague* Verunsicherung und ist, paradoxerweise, als eine Reaktion zu deuten, die das nahende Ende der 26 Kantone als identitäre Referenzpunkte²³ ankündigt. Dass in einem solchen Klima die Bedeutung der Minderheiten im Staat schwindet, kann wohl nicht überraschen. Wie wäre es sonst zu erklären, dass die italienische und die romanische Schweiz im Konzert der politisch-ökonomischen Entscheidungen ins Abseits geraten und immer weniger zu sagen haben?

Mancher mag versucht sein, das Schwinden der staatspolitischen Bedeutung der Minderheiten einer typischen Opferrolle, vor allem der italienischen Schweiz, zuzuschreiben. Opferrolle in Ehren, aber entscheidend sind wohl andere Gründe, die auch im **kulturellen Bereich** scharf zu Tage treten. Angesichts des Entgrenzungsprozesses, der wachsenden Individualisierung und des Vorranges privater gegenüber allgemeinen Interessen, wird in der Schweiz das nationale Wir-Gefühl, der Gemeinsinn²⁴ durch das Ich-Gefühl verdrängt. Es beginnt die Suche nach dem verlorenem Selbstverständnis innerhalb von engeren bzw. klareren Grenzen, die ethnisch und sprachlich definiert²⁵, was sich als Rückzug innerhalb der angestammten territorialen Grenzen der Sprachen konkretisiert. Urs Altermatt hat diesen Prozess bereits 1997 wie folgt beschrieben: „Das Rätoromanische bildet sich in einem bedrohlichen Rhythmus zurück; das Italienische verliert als nationale Amts- und Arbeitssprache zusehends an Bedeutung; das Französische zieht sich in die regionale Bastion des Welschlandes zurück, und das Deutsche verschliesst sich mit seiner alemannischen Mundart gegen die andern Sprachgemeinschaften.“²⁶ Diese Beobachtung hat sich weitgehend bestätigt und, mit Ausnahme einer gewissen Stabilisierung des Rätoromanischen, gar verstärkt. Indes ist das Problem nicht lediglich sprachlich zu orten, sondern hat eine kulturelle Dimension. Es betrifft Einstellungen, Lebensweisen und Institutionen, wie am Beispiel der Verdrängung italienischer Kultur in der übrigen Schweiz aufgezeigt werden kann. In den letzten Jahren sind relevante Institutionen wie Lehrstühle für italienische Kultur an den Universitäten, etwa in Neuchâtel und Zürich, aus Spargründen aufgehoben worden; der Kanton Uri hat mit dem Italienischunterricht in der Volksschule vor dem Englischen kapituliert; das Angebot des Italienischunterrichts an den Maturitätsschulen in Kantonen wie St. Gallen oder Obwalden soll kurzerhand gestrichen werden; die Kurse für Italienischdidaktik an den Universitäten riskieren mangels Einschreibungen vom Programm genommen zu werden, ... Eine andere Kostprobe dieses Mentalitätswandels liefert uns das Beispiels eines Artikels, der in einer Zeitung aus der Ostschweiz vor einigen Jahren erschienen ist. Der Kommentar erfolgte als die SRG-SSR Idée-Suisse den ersten Kanal der Radio della Svizzera Italiana (RSI) über bestimmte Frequenzen auch in der deutschen Schweiz auszustrahlen begann. Der Schreiber qualifizierte vorerst die Sendungen der RSI als eine „geschmacklose Suppe von sprachlich manischen Journalisten“, die offensichtlich in den lateinischen Sprachgebieten goutiert wird, jedoch sicher nicht den Erwartungen in der Ostschweiz entspreche. Ergo, niemand sei an diesem Sender interessiert und man möge doch die

²² Das erste Zitat stammt von Max Frisch, aus einem Aufsatz zum Problem der Einwanderung aus Italien in den sechziger Jahren, wo er schrieb „Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr, man hat Arbeitskräfte gerufen und es kommen Menschen...“, zitiert in Georg Kohler, 2010, a.a.O., woraus auch das zweite Zitat stammt (S. 91)

²³ Vgl. Altermatt, 2011, S. 144

²⁴ Vgl. Kohler, 2010

²⁵ Genau in diesem Kontext, wo der Kommunikation und der Mobilität keine Grenzen mehr gesetzt zu sein scheinen, nimmt paradoxerweise die Bedeutung der einen Sprache – wohl nicht der Sprachen – als identitätsstiftender Faktor zu. Die Folge davon: Ein Prozess der verstärkten Ethnisierung bzw. zur Blockbildung mittels des Abgrenzungskriterium Sprache: man tritt den Rückzug zu den eigenen Ursprünge an, regionale Entitäten werden stärker, die Dialekte erhalten Aufwind, ... Urs Altermatt hat diesen Prozess des fortschreitenden Ethnozentrismus für die europäischen Länder in seinem Buch das „Fanal von Sarajewo“ untersucht. (Altermatt, Urs (1996). Das Fanal von Sarajevo. Ethnonationalismus in Europa. Paderborn/Zürich)

²⁶ Altermatt, in *Babylonia*, 2/1997, S. 70

Frequenz für die beliebten Lokalsender wieder frei geben. Für die „Exoten“ reiche ja allenfalls die Ausstrahlung über den Kabelsender²⁷.

Nicht unbeteiligt an solchen Vorstellungen über die anderen schweizerischen Kulturen ist die Mundart, die offensichtlich in der deutschen Schweiz auch die Schriftsprache in Bedrängnis bringt, in den Schulen – z.B. im Kanton Zürich, wo kürzlich die Schriftsprache mittels Volksabstimmung aus dem Kindergarten verbannt wurde –, in den öffentlichen Institutionen, z.B. in den Parlamenten oder selbst bei der SRG/SSR *Idée-Suisse*, wo Marktkriterien (lies: Einschaltquoten) die Schriftsprache auch in Sendungen von nationalem Interesse verdrängen. Wie sollen andere Sprachen und Kulturen toleriert, akzeptiert oder gar als Bereicherung betrachtet werden, wenn die Hauptsorge darin zu bestehen scheint, den eigenen Dialekt möglichst flächendeckend als Vehikel der „richtigen“ Identität und des „richtigen“ Schweizer-Seins herrschen zu lassen?

Zwar wird den Schweizerinnen und Schweizern attestiert, im europäischen Vergleich über überdurchschnittliche Sprachkompetenzen zu verfügen²⁸. De facto aber deutet alles darauf hin, dass sich die Sprachkompetenz in den Landessprachen zurückbildet. Georges Lüdi sieht sich zur Feststellung veranlasst: „Dagegen scheint die Mehrsprachigkeit in den Landessprachen trotz der grösseren Mobilität der Bevölkerung und der Vervielfachung der Kontaktmöglichkeiten durch die neuen Medien eher zurückzugehen. Während längere Sprachaufenthalte (Welschlandjahr), auf Dauer angelegte Arbeitsmigration (z.B. Deutschschweizer in der Uhrenindustrie) und eine vollständige Integration in die Gastsprachgemeinschaft bis ins 20. Jh. hinein die Regel waren, sind heute Kurzaufenthalte bzw. Arbeitspendlerbewegungen vorherrschend. Integrierende Institutionen wie die Armee und die Regiebetriebe des Bundes haben an Bedeutung verloren; grenzüberschreitende Medien in den Nationalsprachen der Nachbarländer und der Weltsprache Englisch beginnen zu überwiegen.“²⁹

Zugleich sind wir zu erstaunten Betrachtern des Siegeszuges des Englischen geworden. Was sich also der Tendenz nach einstellt, ist weniger die sprachliche Vielfalt, als vielmehr, das was Urs Allematt für unser Land, insbesondere für die deutsche Schweiz, in Aussicht gestellt hat: Anderthalbsprachigkeit – Schriftsprache und Mundart (oder umgekehrt) und ein bisschen Englisch.

Nimmt man die Zielsetzungen des Sprachenmanifests der Stiftung Sprachen und Kulturen zum Anlass für ein Resümee der letzten 20 Jahre, so kommt man nicht darum herum Ernüchterndes und Irritierendes sagen zu müssen:

- Die Erweiterung des Sprachen- und Kulturverständnisses ist weitgehend Wunschdenken geblieben;
- die Schweiz als vielsprachige Gesellschaft stösst auf wachsenden Widerstand und kann sich kaum durchsetzen;
- die Suche nach dem Gemeinsamen in der kulturellen und sprachlichen Vielfalt bleibt Programm;
- die Bejahung und Achtung von unterschiedlichen Lebensstilen und Minderheiten wird zugunsten einer manifesten Selbstbezogenheit verdrängt;
- der konstruktive Umgang mit divergierenden Interessen und Konflikten weicht der Verteidigung partikulärer Interessen;
- die Entfaltung der Schweiz in Europa und der Welt wird von einer defensiven Haltung überlagert.

Zwei Jahrzehnte sind selbstredend kein Massstab zur Beurteilung einer historischen Entwicklung, auch angesichts des beschleunigten Tempos mit dem sich in unserer Epoche die Ereignisse überschlagen. Wir wissen auch zu gut, dass Geschichte aus einer intensiven, vielschichtigen Spannung zwischen den Kräften der Veränderung und der Bewahrung hervorgeht. So ist das nachgezeichnete, pessimistische Bild zu relativieren, denn es ist nur die eine Seite der Medaille. Ist also das Glas halb leer oder halb voll? Die Erneuerungstendenzen und der Wille, die „*Idée-Suisse*“ auf die Zukunft hin zu überdenken, können zwar von den national-konservativen Kräften gebremst und geschwächt, jedoch nicht neutralisiert werden. Die Kraft der Institutionen der direkten Demokratie und die Vitalität der zivilen Gesellschaft sind durchaus intakt und reaktionsfähig, was zu berechtigter Hoffnung Anlass gibt. Allerdings sind die anstehenden Erneuerungen so tiefgreifend, dass sie nur mit einem radikalen Umdenken und mit einer kollektiven Sonderanstrengung eingeleitet werden können. Man kann sich nicht mehr an überlebte und altmodische

²⁷ Diese Kostprobe stammt aus: Martinoni, Renato (2011). *La lingua italiana in Svizzera*. Salvioni, Bellinzona, S. 31

²⁸ Vgl. Werlen NFP 56

²⁹ Lüdi, Georges: Historisches Lexikon der Schweiz. Stichwort: Mehrsprachigkeit (URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24596.php> – 10.11.2011)

Bilder und Definitionen der Schweiz und der SchweizerInnen klammern. Es ist die Aufgabe aller, der Politiker, der Künstler, der Wissenschaftler, der Bürgerinnen und Bürger, neue zu finden.

5. Vielfalt in Zukunft: Wie gehen wir mit der Herausforderung „Idée-Suisse“ um?

Die „Idée-Suisse“, so sei festgehalten, ist nicht veraltet und hat ihren Zenit aus einem einfachen Grunde nicht überschritten: Sie ist der authentische Ausdruck der Suche nach weisen Lösungen für das Zusammenleben in einer demokratischen Auseinandersetzung, die für die Selbstbehauptung der Individuen in der staatlichen Gemeinschaft steht. Hingegen hängt ihre Zukunft von der Fähigkeit ab, sich neu zu beleben und zu revitalisieren. Die schweizerische Identität, mit ihrer sprachlichen und kulturellen Vielfalt, hat nur dann eine Perspektive, wenn sie ihren Bestandesstatus und ihre tradierte Selbstüberschätzung endgültig aufgibt, und sich neu als Resultat einer kontinuierlichen, anstrengenden Selbstforschung und Suche, als eine Art *work in progress* zu verstehen beginnt. Dazu ist ein Kulturkampf notwendig, d.h. eine zivilisatorische Neubesinnung, die, unter den neuen Bedingungen, an die revolutionäre Denkweise der modernen Schweiz in ihren historischen Anfängen anzuknüpfen weiss und eine neue Erzählung der „Idée-Suisse“ einleiten kann..

„Kulturkampf um die Neubestimmung des Landes..., das klingt dramatisch und pathetisch und für jemanden, der versucht, so unaufgeregt wie möglich zu bleiben, ziemlich schrill. Trotzdem...“ (Georg Kohler³⁰) Man soll es mit der notwendigen Gelassenheit und Aufgeklärtheit angehen. Nach dem Pessimismus der vernünftigen Realitätsbetrachtung, kann der Optimismus des Willens (Antonio Gramsci) zum Zuge kommen, eigentlich in bester helvetischer Tradition.

Was kann ein Kulturkampf bedeuten?

Es bedeutet einmal die Bereitschaft, sich wieder radikal, d.h. gründlich und ohne Rücksicht auf irgendwelche partikulären Interessen, der aktuellen Lage zu vergegenwärtigen, und sich der Neupositionierung zu widmen. Dies entspricht einer Entgrenzung des Denkens als notwendige Voraussetzung für die Selbstfindung, denn mit der Abgrenzung nach aussen – ein Hauptmerkmal der historischen Entwicklung des Sonderfalls Schweiz – ist eine neue Identität nicht mehr denkbar. Der Sonderfall hat, wenn überhaupt nur dann eine Zukunft, wenn er im neu entstandenen Abhängigkeitsnetz überdacht wird.

Kulturkampf bedeutet deshalb, eine zivilisatorische Neubesinnung einzuleiten, die mutig mit obsolet gewordenen Symbolen und Mythen, Sicherheiten und *Überzeugungssystemen*³¹ aufzuräumen weiss und einen individuellen und kollektiven Prozess der kontinuierlichen Identitätsbestimmung initiiert. Die Schaffung einer zivilisatorischen Spannung tut Not, damit der kritischen Konfrontation mit der technischen und der ökonomischen Wesensbestimmung unserer Existenz nicht aus dem Weg gegangen wird und der absolutistischen Logik einer sinnentleerten Effizienz und Effektivität eine Absage erteilt werden kann³².

Ein Kulturkampf angesichts der globalisierten und entgrenzten Welt bedeutet aber auch überzeugte Parteinahme für eine offene Gesellschaft, die aktive Toleranz übt und die sprachliche und kulturelle Vielfalt im Alltag akzeptiert, ohne sie auf angestammte Territorien beschränken zu wollen.

Es bedeutet, Grenzen neu zu definieren, und in der Schweiz nicht zuletzt regionale und kantonale Identitäten überdenken.

Was Schule und Bildung anbelangt, bedeutet Kulturkampf die Inhalte wieder in den Mittelpunkt zu rücken, denn von den Inhalten ist die Entgrenzung des Denkens, die Erhellung des Blicks und die Öffnung von Horizonten zu erwarten. Auch der Sprachunterricht kann entscheidend zu dieser Bereicherung beitragen: Dazu ist aber vermehrt die Überzeugung notwendig, dass Sprache als kulturelles und nicht nur als kommunikatives Phänomen konzipiert und didaktisch umgesetzt werden muss.

Ein radikaler Kulturkampf setzt Veränderungswillen und –bereitschaft voraus. Es geht um nichts weniger und nichts mehr als um den revolutionären Elan, welcher der „Idée-Suisse“ seit ihren Ursprüngen Pate stand. Ist ein solches Postulat bloss pathetische Nostalgie, die Vergangenes wieder aufleben lassen will? Angesichts der neuen *conditio humana*, die schlicht eine Neubestimmung des Menschen verlangt wohl kaum. Die Schweiz muss sich vor der Radikalität des revolutionären Gestus nicht scheuen. Im Gegenteil: Darin könnten ihre besten Trümpfe liegen, sie hat nämlich den Vorteil, den revolutionären Bazillus fest in ihrer DNA, in ihrem kulturellen und politischen Erbgut aufzubewahren.

³⁰ Kohler 2010, a.a.O., S. 89

³¹ Kohler, ebenda

³² Fabio Merlini hat diese Problematik der Zersetzung und des Verlusts des existentiellen Sinns durch die Verabsolutierung des Effizienz- und Effektivitätsdenkens aufgearbeitet: Merlini, Fabio (2011). *L'époque de la performance insignifiante. Réflexions sur a vie désorientée*. Paris: Les éditions du cerf.

*Lassen wir uns zur Schweiz etwas einfallen,
neue Erzählungen stehen an.*